

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1927

13.3.1927 (No. 11)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

16. Jahrg. No 11



13. März 1927

Otto Cartellieri / Der Liebesroman eines Pfalzgrafen.

In dem abenteuerlichen Leben, das Friedrich II. von der Pfalz geführt hat, bis ihm der Tod des Bruders die Kurwürde brachte, spielt sein Liebesroman mit der Schwester des nachmaligen Kaisers Karl V. eine besondere Rolle. Welcher Stern wäre dem mittellosen, auf Fürstengunst angewiesenen Prinzen aufgegangen! Welch politisch höchst bedeutsames Ereignis, wenn der Wittelsbacher als Schwager dem Habsburger nahe getreten wäre, dessen Regierung für das Deutsche Reich so wichtig geworden ist!

Unter den acht Söhnen, die Herzogin Margarete von Bayern ihrem Gemahl, dem Kurfürsten Philipp dem Aufrichtigen schenkte, stand Friedrich an vierter Stelle. In der Stunde seiner Geburt ging der Hundstern auf: die Astrologen sollen dem Kinde prophezeit haben, daß ihm wohl größere Ehren als den Geschwistern, aber auch reichlich viel Sorgen zufallen würden. Seinem Schicksal widerspricht diese Weissagung nicht. Nur zu oft hat Friedrich den bitteren Kelch leeren müssen, den die Armut für ihre Kinder bereit hält, wemgleich die Armut des Prinzen ein anderes Gewand trägt als die Armut der übrigen Sterblichen. Vier seiner Söhne ließ Kurfürst Philipp in den geistlichen Stand treten und verschaffte ihnen gute Pfünden, aus denen ihnen reichliche Einnahmen zufließen. Friedrich übergab er dem reichen und mächtigen Sohne des Kaisers Maximilian, Philipp dem Schönen, zur Obhut. Versüßte doch dieser nicht nur über die gewaltigen Mittel der Niederlande, auch der Besitz der iberischen Lande winkte ihm als dem Gemahl der Erbin Ferdinands von Aragon und Isabella von Kastilien. Welch Glück für den Pfälzer, als er aus der Enge der Heimat an den süppigen burgundischen Hof kam und mit einem großen Jahresgehalt angestellt wurde! Im Gegensatz zu dem schüchternen ältesten Bruder, dem der Kurfürst bestimmt war, hatte Friedrich viel Sinn für Fremdartiges und verkehrte gern mit Ausländern. Frisch, lebhaft, liebenswürdig und zugänglich erwarb er sich die Gunst Philipps des Schönen, der nur um wenige Jahre älter war. Er gehörte zu den Vertrauten, die den habsburgischen Prinzen nach Spanien begleiten durften (im Jahr 1501).

Was gabs nicht schon alles auf dem Wege dahin in Frankreich zu sehen, in Paris und Blois, in Orleans und Tours! Ueberall rauschende Feste, Bankette, Ritterspiele. In Paris auch ein politisches Schauspiel: bei einer feierlichen Sitzung des Parlaments, des höchsten Gerichtshofes, empfingen Philipp als Grafen von Flandern und Pair von Frankreich der Präsident und hundert Räte in purpurnem Gewand!

Auch in Spanien wurde zu Ehren des erlauchten Gastes allerwärts der größte Pomp entfaltet. Stiergefechte wechselten mit großartigen Feuerwerken ab; prächtige Ausstattungsstücke wurden vorgeführt. Stundenlang kämpften höchst realistisch des Paradieses Engelscharen mit den teuflischen Heeren der Hölle. In Barcelona gefiel es den Fremden besonders gut, namentlich der schönen Frauen wegen, „die man für Göttinnen hätte halten können“. Frauen tanzten nach maurischer Art, sie schnalzten zur Musik mit den Fingern und zeigten an den entblößten Armen so köstliches Geschmeide, „daß sie Steine zur Liebe bewegen könnten“. Philipp fühlte sich in seinem Behagen nur durch das Bere-

monieell beengt, das ihm zu viel Schranken errichtete. Daher beschloß er, eines Abends sich im strengsten Inognito, nur von wenigen, unter anderem von dem Pfälzer, begleitet, unter die Volksmenge zu mischen. Philipp und Friedrich saßen zusammen auf einem Maulesel. Da flog dem Tier eine Rakete an den Kopf, worauf es wild im Kreise herumtief und die Reiter abwarf. Beide Prinzen blieben eine Zeitlang liegen, ohne vor unbändigem Gelächter wieder aufstehen zu können. Nicht vergeblich hatten sie in den Niederlanden gewelt, wo eine helle Freude an kindlich-derben Belustigungen blühte.

Mit Leidenschaft benutzte Friedrich die Gelegenheit, sich in Sportübungen weiter auszubilden. In Frankreich lernte er die Parforcejagd, während er bis dahin nach deutscher Art das Wild in Netzen gefangen hatte. In Spanien ließ er sich ein sehr beliebtes Spiel zeigen: es galt, zu Pferde leichte Rohre oder Stäbe möglichst hoch in die Lüfte zu schleudern oder sie einem Partner zuzuwerfen und dabei in vollem Galopp zu parieren. Auf dem Rückweg, in Lyon, traf man nochmals mit dem französischen König zusammen. Friedrich zog bei den Ritterspielen die Aufmerksamkeit des Hofes auf sich. „Seht, was ein Deutscher kann,“ rief König Ludwig XII. aus, den die Geschicklichkeit des Pfälzers überraschte. Galten doch die Deutschen bei vielen Romanen für ebenso plump, als unmäßig im Essen und Trinken.

Ueber Savoyen ging dann nach Tirol, von dort endlich über die Pfalz in die Niederlande zurück. In Heidelberg ließ es König Philipp sich nicht nehmen, höchst persönlich dem Hofstaate ein Bravourstückchen seines Schützlings vorzuführen. Er hieß ihn sein eigenes Pferd besteigen und begleitete ihn von dem sogenannten Hafengarten bis zu dem Schloßthore. Kaum auf dem mit großen, glatten Steinen gepflasterten Hofe angelangt, laute Friedrich in laufendem Galopp dahin, hielt plötzlich mit einem Ruck das Pferd an, ohne daß es strauchelte, und schleuderte einen Stab hoch in das Fenster eines Turmes. Als alle Anwesenden, und namentlich die Damen, das Kunststück bewunderten, rief der König dem lächelnden Kurfürsten zu: „Nun, hab ich Euch den Sohn nach Wunsch erzogen?“

Ein schwerer Verlust war es für den Pfalzgrafen Friedrich, daß der ihm so wohlgesinnte Fürst in der Blüte der Jahre vom Tode ereilt wurde (im Jahre 1506). Glücklicherweise bewahrte ihm Kaiser Maximilian seine Gunst und entsandte ihn nach mancherlei Aufträgen nach Mecheln, wo unter der Aufsicht seiner Tochter Margarete, der Statthalterin der Niederlande, sein Enkel, Philipps Sohn und Erbe, Karl, den später die Kaiserkrone schmückte, aufwuchs. Wie bei dem Vater, so sollte Friedrich auch bei dem Sohn eine Vertrauensstellung einnehmen und gleichzeitig eine politische Aufgabe erfüllen: es hieß die Augen des jungen Prinzen, den sowohl die Niederlande, als die Spanier ganz für sich in Beschlag nehmen wollten, auch auf die deutschen Lande zu lenken.

Wiederum brach für Friedrich eine hochinteressante Zeit an. Herzogin Margarete war eine hochbegabte Natur und konnte es an staatsmännischer Kunst mit manchem Berufspolitiker aufnehmen.

Vom Schicksal verfolgt, noch jung, zweimal verwitwet, suchte sie in Kunst und Wissenschaft Trost und versammelte erlauchte Geister an ihrem Hofe. Erasmus, Hadrian von Utrecht, Thomas Morus verschmähten es nicht, Mecheln aufzusuchen. Sie fanden gastliche Aufnahme bei Hieronymus von Busleyden, einem feinsinnigen Schöngeliste, der sein prächtiges Haus zu einem wahren Museum gestaltete. Noch heute können bemerkenswerte Fresken von verschwundener Pracht. Es waren die Jahre, da immer energischer in den „belgischen“ Landen Humanismus und Renaissance ihre Rechte geltend machten. Wo mag Friedrich zuerst auf die „antike“ Architektur aufmerksam geworden sein? Jedenfalls hat das Renaissance-Saalbau, den Friedrich als Kurfürst aufzuführen ließ, nimmt der neue Stil den Kampf mit der Gotik erfolgreich auf.

Zunächst gestaltete sich für den Pfalzgrafen alles recht günstig. Er nahm bei Hof unter den Prinzen den ersten Platz ein und ward noch besonders ausgezeichnet: er wurde in den Orden des Goldenen Vlieses aufgenommen, dem nur wenige Auserwählte angehörten. Sein Jahresgehalt wurde auf fünftausend Pfund erhöht. Friedrich trat seinem Schutzbefohlenen näher, der ihm auch das besondere Vertrauen schenkte, häufiger Gerichte aus des Pfalzgrafen Küche auf seine Tafel setzen zu lassen; fürchtete man doch damals nur zu leicht, bei Tisch vergiftet zu werden. Es schien, daß man mit Friedrich Besonderes vor hatte. Einmal wußte man zu erzählen, daß er als Vizekönig nach Neapel entsandt werden sollte; dann räumte man sich zu, daß ihm die Hand einer der reichsten Erbinnen, der Donna Elvira de Cordova, bestimmt sei. Mit vollen Zügen genoss Friedrich das verschwenderische Leben mit all seiner Kurzweil und kümmerte sich nicht um Politik. Welche Freuden bot nicht Brüssel, die ausgelassene, üppige Stadt, wohin der Hof übergesiedelt war. Das begeisterte Lob des Dichters Gustave Deschamps mochte für die brabantische Residenz noch immer gelten:

In Brüssel solltet ihr die Bäder sehn!
Gefäll'ge Mädchen sind um euch bemüht;
die Betten weich, die Zimmer hoch und schön;
Kapann, Fasan zum Schmauß! Der Rheinwein glüht!
Und lustige Gesellen feiern mit.

So scheinen sich für den Pfalzgrafen glänzende Aussichten zu eröffnen, als ihm ein Liebesroman zum Verhängnis wurde. Niemand anders war es, als Karls eigene, etwas ältere Schwester Eleonore, die sich Friedrich als Ehegemahl zu erobern suchte. Die Prinzessin hatte sich in den tapferen und stattlichen Pfalzgrafen mit seinem krausen, blonden Haar und seinen breiten Schultern verliebt und ward bald ebenso geliebt.

Auf dem großen Repräsentationsgemälde, das Paolo Veronese geschaffen hat und das jetzt den Salon Carré im Louvre schmückt, erblickt man an der Festtafel der „Hochzeit von Rana“ Eleonore von Habsburg-Burgund. Auch Porträts sind von der Prinzessin vorhanden. Lassen wir dem Biographen des Pfalzgrafen, Hubert Thomas aus Vüttich, das Wort, dessen Schilderung wohl von seinem Herrn stammt: „Eleonore hat eine hohe, faltlose Stirn, feine, schwarze, schön geschwungene Brauen; Augen, die immer lächeln; rosige Wangen; einen kleinen, aber liebenswürdigen Mund; rote Lippen; kleine und weiße Zähne. Ihr Gesichtsausdruck ist bescheiden, wenn auch lebhaft, ihre Sprechweise allerliebste.“ Ein Venezianer meint etwas schüchtern, Eleonore sei weder hübsch, noch häßlich, sie sei eine richtige Flämin. Was hätte es aber dem Pfalzgrafen ausgemacht, wenn er die kühle Kritik gehört hätte? Er liebte und wurde wieder geliebt.

Wie schalkhaft schreibt der Chronist, der in der Lebensbeschreibung Friedrichs dieser Episode eingehend gedenkt: „Fräulein Eleonore ward von dem Pfalzgrafen täglich mehr entzückt und ließ ihre Liebe, wie gern sie sie auch verheimlicht hätte, alle Leute merken. Bald hieß es bei ihr: Jetzt nimmt Pfalzgraf Friedrich die Lanze, jetzt legt er sie hin, jetzt ist ihm etwas gemeldet worden; bald hieß es: ihm wurde etwas am Helm zerbrochen. Man reicht ihm eine stärkere Lanze; jetzt, wie tapfer er sie führt, wie gut er seinen Gegner getroffen hat, daß die Splitter des Speeres in alle Rüste fliegen. Ihre Gespielinnen erzählten ihr täglich mehr von dem Pfalzgrafen und erdichteten wohl auch manches, wenn sie von seinem Tun nichts wußten, da sie sahen, wie gnädig ihnen die Prinzessin sich erwies, wenn sie von ihm das Beste sprachen.“

Das blieb dem Pfalzgrafen nicht lange verborgen. Da er gleichfalls von dem Strahl der Liebe versengt war, tat er, was er nur wußte und kannte, dem Fräulein Eleonore angenehm zu sein und sprach, wo er war und stand, von nichts als ihrem Lobe.“

Ein Vorfall war es, welcher der Prinzessin besonderen Eindruck machte. Pfalzgraf Friedrich war ein großer Liebhaber der Musik, „die den mürrischen Sinn der Menschen erheitert“ und schämte sich dessen nicht, obgleich er ein tüchtiger Handwerker war. Seine Reider spotteten darüber und behaupteten, daß diese Kunst die Menschen weich und weiblich mache: ausgeschlossen, daß man zugleich der Musik und dem Kriegsgotte huldigen könne.

Friedrichs Antwort ließ nicht auf sich warten. Tief in seiner Ehre gekränkt, wollte er sie mit dem Schwert in der Hand geben. Um Schlimmeres zu vermeiden, bestimmte Karl, bei dem sich der Pfalzgraf bitter beschwert hatte, daß sich die Widersacher auf dem Turnierplatz gegenüberstehen sollten. Je drei Kämpen fochten miteinander, mit Schwert und Lanze, aber nicht mit scharfen Waffen. Die Musikverächter wurden überwunden, den Streichen des Pfalzgrafen hielt keiner stand. König Karl mußte schließlich selbst ein-

greifen, damit der Kampf nicht ausartete. Seitdem wagte es niemand mehr, öffentlich die Musik oder deren Liebhaber zu schmähen.

Dieser neue Erfolg ihres Helden bestärkte nun die Prinzessin Eleonore in ihrer Liebe, die bald das Tagesgespräch am Hofe bildete. Es gehörte schon des Pfalzgrafen große Naivität dazu, anzunehmen, daß seine Bewerbung Karl und seinen Räten genehm sein würde. Nachdem die Herzogin Margarete die Statthalterei niedergelegt hatte, war am Hofe allmächtig der Oberst-Kämmerer Wilhelm von Cron, Herr von Chievres. Er ließ den Pfalzgrafen unangefochten und gönnte ihm den ersten Platz am Hofe, solange er sich nicht um Politik kümmerte und ihm nicht ins Gehege kam. Auch sein Liebespiel wurde geduldet, aber wohl gemerkt nur ein Spiel, nicht mehr. Hatte man die Pfalz damals dringend nötig, so dringend nötig, daß man ihr das größte Entgegenkommen zeigen und Friedrichs Wunsch erfüllen würde? Das war die Frage, die sich Friedrich hätte vorlegen müssen. Selbstverständlich sollte auch Prinzessin Eleonore eine politische Ehe eingehen; man wartete nur auf den richtigen Augenblick. Wenn je, so gleich damals, als andauernd eheliche Verbindungen mit Frankreich und England, mit Ungarn, Polen, südlichen und nördlichen Reichen verabredet und wieder gelöst wurden, Karls Kanzlei einem Heiratsbüro. Wie oft ist der Prinz selbst, der einst über ungezählte Reiche herrschen sollte, verlobt und entlobt worden! Als einmal ein Rat gefragt wurde, wen Karl wohl heiraten würde, antwortete er recht sachgemäß: „Frankreich, Ungarn oder Portugal!“ Was kümmerte es die Räte, daß eine dieser politischen Ehen einen unglücklichen Ausgang nahm, daß eine andere Schwester Karls, die Prinzessin Isabelle, verzweifelt klagte, ihr Gatte, König Christian II. von Dänemark, betrüge sie schmähtlich mit der Tochter eine Kneiswirtin! Der Chronist läßt die schwer getroffene Fürstin klagen: „Mit Königen und großen Herrschern vermählt zu werden, mache niemals glücklich, da man gewöhnlich zusammenkomme, ohne einander gesehen zu haben, und ohne Liebe zu einander zu empfinden. Der Name einer Königin klinge recht schön, ihre Schwester solle aber davor keinen geringeren Abscheu hegen, als wie wenn sie mit bloßen Füßen auf eine Schlange trete. Sie selbst sei einem Fürsten zugesührt worden, der sie nicht verstände, den sie nicht verstände. Was für Liebe könne daraus entstehen, wenn sich die Eheleute nicht anders als durch Dolmetscher miteinander verständigten?“

Erasmus wußte, was er tat, als er in seiner „Institutio principis christiani“, die er im Jahre 1517 herausgab, die politischen Verträge auf das schärfste brandmarkte; denn sie verhinderten nicht nur die Kriege, sondern verkehrten sie. Es heißt darin: Wegen der geringsten persönlichen Beleidigung der Fürsten untereinander eilt der größte Teil der Christenheit zu den Waffen. Diese Ehebindnisse können zum Ruhm der Fürsten beitragen, verhängnisvoll sind sie aber für die Völker. Unmenslich ist es aber, die jungen Prinzessinnen in die Fremde wie in die Verbannung zu senden, unter Menschen, die durch ihre Sprache, durch ihr Wesen und ihre Sitten, durch ihren Charakter grundverschieden von ihnen sind: wie glücklich hätten sie in ihrer Heimat leben können!

Der Herr von Chievres ließ zunächst die Liebenden ihre Träume spinnen, griff aber mit harter Hand ein, als die Prinzessin auf der politischen Schaubühne erscheinen sollte. Der König Emanuel von Portugal verlor seine zweite Gemahlin. Eleonore, die ihr Großvater Maximilian mit dem König von Polen verheiratet wollte, wurde für den Witwer auserkoren, mochte er auch bereits bejahrt sein und mit seinem böcker und krummen Beinen eher einem „Monstrum“ gleichen.

Eleonore, sonst so zaghaft und gefügig, wagte, nein zu sagen. Damals nahm sie sehr ernst, was sie später als kindliche Spielerei belächelte. Sie versprach Friedrich, zu Maria Himmelfahrt dem Bruder, wenn sie mit ihm allein in der Kapelle sei, ihre Herzenswünsche zu offenbaren. Der Hof befand sich in jener Zeit — im Sommer 1517 — in Widdesburg. Wochenlang wartete man auf günstigen Wind, um die Fahrt nach Spanien anzutreten. Eleonore und auch der Pfalzgraf sollten den König Karl in die Heimat seiner Mutter begleiten.

Wieder und wieder sandte Friedrich geheime Botschaft der Geliebten. Er konnte sie in der Enge des Hafenplatzes schlechter sehen und sprechen, als in Brüssel, wo das großartige Hofleben, die Bankette und Bälle im Schloß, die Lustbarkeiten im Park, die Jagden und Turniere eher ein Zusammentreffen ermöglichten. In einem französischen Briefchen ermahnte Friedrich die Geliebte, standhaft zu bleiben. Ein merkwürdiger Zufall hat den Zettel, der so großes Unheil angerichtet hat, bewahrt. Nur wenige schlichte Worte, aber verhaltene Leidenschaft, Verzweiflung, die Geliebte verkümmern zu müssen, lodert aus ihnen empor. „Mignonne, si vous voulez, vous pourriez être cause de mon bien ou de mon mal . . . je ne demande autre chose sinon que je sois à vous et vous à moi . . . ma mie, ne soyez pas malcontente, si je vous romps la tête par tant de factieuses lettres.“

Eleonore konnte den Brief nicht gleich öffnen und steckte ihn in den Ausschnitt ihres Kleides. Kaum war es geschehen, als ihr Bruder das Gemach betrat. Ein Griff in ihren Busen — und das belastende Papier war in seinen Händen!

Der Herr von Chievres konnte triumphieren. Von einer bestochenen Kammerfrau benachrichtigt, daß der Pfalzgraf wieder einen Boten an die Prinzessin gesandt habe, war er zu König Karl geeilt, hatte ihm das Spiel der beiden als staatsgefährlich beschuldert und ihr zu sofortigem Handeln überredet.

Die Sache, welche die Räte so lange als harmlos nicht beachtet hatten, wurde jetzt zur Staatsaffäre erhoben. König Karl, der seiner siebzehn Jahre zum Trotz sonst so unbeweglich ruhig wie eine Bildsäule erschien, geriet in die größte Aufregung. Er soll nach dem Degen gegriffen und gedroht haben, den Pfalzgrafen zu erstechen, wenn er ihn in den Gemächern seiner Schwester treffe. Hart und erbarmungslos verwies er Friedrich des Hofes und des Landes und verbot, ihn vor sein Antlitz zu lassen. So wollte es der Herr von Chievres. Auf's tiefe niedergeschlagen, blieb Friedrich in seinem Quartier wie ein Feitranke, von allen Hoffnungen gemieden, die mit dem in Ungnade gefallenen Prinzen nichts zu tun haben wollten. Wie hatte man ihm noch vor kurzem gehuldigt, als es hieß, daß ihm ein neuer, hoher Posten bestimmt sei!

Was war zwischen Friedrich und Eleonore vorgefallen? Das mußten die Räte genau feststellen. Ereignisse am Hofe selbst oder in dessen unmittelbarer Nähe mochten zur Vorsicht gemahnen. Hatte der Pfalzgraf nicht womöglich die Unerfahrenheit der Prinzessin sich zunutze gemacht und ihr ein Ehegelöbniß irgend einer Art zu entreißen gesucht? Was hatte sich doch des englischen Königs Heinrich VIII. anmakender Günstling herausgenommen! Graf Suffolk, der trotz seiner niederen Geburt die begehrlichen Augen zu der Statthalterin Margarete erhoben hatte, war in theatralischer Szene vor der hohen Frau niedergefallen und hatte der Fassungslöcher einen Ring entrißen!

Anna von Kleve, die einzige Tochter des Herzogs Johann, am burgundischen Hofe wohlbekannt, sollte auch eine Ehe eingehen, welche die Politik gebot. Aber die energische Prinzessin erlor sich heimlich zum Ehegemahl einen tapferen Kriegsmann ihres Vaters, den Grafen Philipp von Waldeck; sie waren so gebunden, versprochen und einander verpflichtet, daß nur Gott, unser Schöpfer, sie trennen oder voneinander lösen könnte.

Am 16. August 1517 fand in Middelburg in dem alten Kloster, das den Fürstlichkeiten als Quartier diente, ein bedeutungsvoller Akt statt. Vor dem apostolischen Notar, dem Probst von Soignies, Robert Robins, erschienen als Vertreter des Königs und dessen Tante Margarete Karls Beichtvater und Rat, Bischof Jean Briffelot, Pfalzgraf Friedrich, sowie als Zeugen einige „edle, weise und tugendhafte“ Ritter vom Goldenen Blic, unter denen Wilhelm von Cron, Herr von Chievres, den ersten Platz einnahm. Auch Herzogin Margarete fand sich noch persönlich ein. Zunächst trug Bischof Briffelot vor, wie der verstorbene König Philipp und dann König Karl den Pfalzgrafen geliebt und vor andern ausgezeichnet hätten. Trotzdem betrelbe er seit zwei Jahren seine Heirat mit der Prinzessin Eleonore und habe sich angeblich mit ihr versprochen, ohne zuvor die Genehmigung des Königs einzuholen. Karl verlange Aufschluß, was für ein Versprechen abgegeben worden sei.

Friedrich erklärte unter seinem Eide, daß er und Eleonore über ihre Heirat gesprochen und verhandelt hätten, aber stets unter der Voraussetzung, daß der König seine Zustimmung dazu gäbe. Einen Ring oder ein anderes Interpfand habe er von ihr nicht erhalten, auch kein Heiratsversprechen empfangen.

Daraufhin begaben sich die Herzogin Margarete, der Bischof und die Zeugen zu der Prinzessin Eleonore. Auch sie gab die gleichen Erklärungen ab. Dann wurden die beiden Parteien einander gegenübergestellt. Friedrich und Eleonore wiederholten ihre Aussagen, entbanden sich gegenseitig von allen Versprechungen, die sie sich gegeben haben könnten, und gelobten, niemals auf Grund solcher vielleicht abgegebenen Versprechungen irgendwelche Ansprüche zu stellen.

Wie das Gesetz es vorschreibt, fertigte der Notar ein feierliches Instrument an, unterschrieb und siegelte es.

Noch einmal hatte Friedrich die Geliebte gesehen: sollte sie ihm für immer entrißen sein? Er gab seine Sache noch nicht verloren. Schreiben auf Schreiben sandte er an König Karl, heischte dringend Gehör und bat, allen Groll gegen ihn fallen zu lassen. Gegen jede Anklage sei er bereit, mit seinem Leibe einzustehen und mit allen Eiden zu rechtfertigen. „Wenn Ihr alles gehört hättet, Eure würdet Ihr die Beleidigung nicht so groß finden wie die Anklage.“ König Karl möge doch nicht dulden, daß ein armer Prinz, wie er, von einem solchen Affront getroffen würde, zumal da er doch nicht in böser Absicht gehandelt habe.

Auch die ihm wohlgesinnte Fürstinmutter von Dranien rief er in seinem Kummer um ihren Beistand an. Wohl habe er jenen Brief in jugendlichem Unverstand und in Liebestollheit geschrieben, aber er habe sich doch nichts Schlimmes dabei gedacht. „Je vous le jure sur mon honneur qui est le gage le plus cher que j'ai au monde.“ Und nicht ohne Selbstgefühl: „Ich meine, dem verstorbenen König Philipp und seinem Sohne so große Dienste geleistet zu haben, daß König Karl, selbst wenn ich ihn schwer gekränkt hätte, noch nachsichtig sein müßte und mich nicht so schimpflich vertreiben dürfte.“

Doch alles war vergeblich, die Fürsprache fruchtete nichts; der Herr von Chievres duldete es nicht, daß Karl den Pfalzgrafen empfing. Ja, er gab Friedrich die gemessene Weisung, nur noch in einem Briefe von dem König Abschied nehmen zu dürfen.

Friedrich mußte gehorchen, schweren Herzens verließ er Middelburg, wo er vor sechzehn Jahren zukunftsroh an König Philipp's Hof eingetroffen war. Vor der Heimreise rief er noch einmal die Gnade des Königs an: „Mitleid steht großen Fürsten besser an als ständiger Zorn!“ Mit den großen Ehren und den glücklichen Tagen war es für lange vorbei. Dunkel lag die Zukunft vor ihm. Friedrich mußte sich mit den Worten eines französischen Dichters trösten, der den Höltingen voller Resignation zurlief:

Des Hochmuts Bogen, Reids Gewitterstürme
entsendend, ist der Hof ein Ocean.
Viele böse Zungen sich dir flüsternd nah'n,
Zorn stiftet Streit und Kränkung an,
Verrat darf unverhüllt erscheinen.
Umshlug auf diesem Meere mancher Kahn —
in andere Wässer lenke du den deinen.

Otto Michaeli / Süddeutsche Madonna.

Ein Schäfchen, ein Gäulchen,
Ein blankes Gewehr
Und den Finger im Mäulchen:
Was will man denn mehr?

In den Wangen zwei Grübchen
Und den Finger im Mund.
Was will denn mein Bübchen?
So tu' mir's doch kund!

Schmiegt an mich dein Wänglein
Und zupft mich am Lab;
Bald bist du mein Englein,
Bald bist du mein Schatz

's geht alles in Ehren,
Drum nur nicht verdeckt!
Was werd' ich's denn wehren,
Wenn's Schöpplein dir schmeckt?

Anna Bloss / Zu Alexander Kaufmanns Gedächtnis.

Als Ergänzung des schönen Artikels von Heinrich Bierordt über Alexander Kaufmann in der Nummer der Pyramide vom 30. Januar 1927 sei noch bemerkt, daß zu denen, die den Dichter persönlich kannten, auch mein Mann, der Staatspräsident a. D. Wilhelm Bloss, gehört. Er stammt aus Wertheim und sein Vater, der Arzt in Wertheim war, war einer der intimen Freunde Kaufmanns. Aus seiner Jugendzeit besitzt mein Mann noch ein Band Gedichte von Alexander Kaufmann, die in Düsseldorf im Verlag von Arenz u. Co. erschienen sind. Das Werkchen ist mit reizenden Illustrationen von dem Künstler B. Bantler versehen. Unter den Gedichten ist eins, das heute, wo überall Fetern zu Beethoven's Gedächtnis stattfinden, von besonderem Interesse ist. Es schildert die Zeit, in der der junge Beethoven als Schiffsoch den Rhein hinunterfuhr, und wie später sein Denkmahl „deselbigen Wegs“ gefahren wurde. Da das Gedicht wohl der heutigen Generation unbekannt ist, findet es in der Pyramide vielleicht freundliche Aufnahme.

Zwei Rheinfahrten.

Gedicht von Alexander Kaufmann.

I.

Es dreht ein Schiff ums Binger Loch
Mit Sausen und mit Brausen;
Wie knurrt der Baß! Das Hörnlein gellt,
Die Geigen fiedeln und sausen.

Es singt und klingt in tollem Chor:
Trag sanft uns, trante Welle!
Du trägst in voller Gloria
Neuföhns berühmte Kapelle.

Und in der Mitte des Bootes acht
Der Bratispieß in bestem Schwunze,
Dran steht als Koch und Kellner zugleich
Ein krüpplicher schwarzer Junge.

Wie auch des Buben Feuerblick
Die Fessenschlösser betrachtet,
Es hat der wackre Küchenjunge
Doch auch den Braten beachtet.

Und ob er gleich entzündeten Ohren
Den Sängern der Tiefe lauschet,
Er hat doch weder die Suppe verfalzt,
Noch Essig mit Del vertauschet.

Und als darauf bei Müdesheim,
Das Schiff zum Ufer gelenkt wird,
Da heißt es gleich: „Sagt, wo allhier
Der beste Wein verschenkt wird?“

Als sich daran gar grausamlich
Gelabt die braven Gefellen,
Da fordern sie Tint' und Pergament,
Eine Urkund' auszustellen.

Auf welcher guten Urkund' war
In schwanken Rügen zu lesen:
„Wie des Beethovens Ludwig
Ein trefflicher Koch gewesen.“

II.

Die lustigen Schreiber sind lange tot —
Nach vielen, vielen Jahren,
Da kam derselbige Küchenjunge
Deselbigen Weas gefahren.

Er war kein Küchenjunge mehr,
Er kam in Gra getrieben
Und trug ihn ein gewaltig Schiff
Zu den Heimatbergen, den sieben.

Wie da in wunderbarer Pracht
Der Rhein einhergeflossen!
Von Vera zu Vera schwamm süßer Duft,
Den blühenden Aeben ergossen.

Die Vögel sangen im hohen Blau,
Die fröhlichen Wolkenpoeten;
Von Schlucht zu Schlucht eine Glockenklang,
Von den Burgen Wimpel wehten.

Die Dörfer hatten sich aufgepußt
Und lagen in süßen Bänden;
In Bänden von Eppich und Rosenfior,
Den tierliche Bänder umwanden.

Viel Boote glitten ums hohe Schiff,
Drin grühende Hörner klangen;
Am Ufer zogen in bunten Reih'n
Geschmückte Kinder und saugen!

Und alles war so wunderbar
An des Stromes licht blühenden Borden —
Wie gerne wäre der Mann von Gra
Wieder Küchenjunge geworden!

Wilibald Reichwein / Umsonst?

Müde kauerte auf dem Ehrenfriedhof eine Heldengattin. —

Gleich am Anfang des Krieges war ihr Gatte, aus einer inneren Verpflichtung zu Volk und Vaterland, freiwillig zu den Waffen geeilt. Freudig hatte er ihr, als sie ihn halten wollte, beim Scheiden gesagt: „Ich tu's ja für dich und für die Kinder.“

Drei Jahre war er wie durch ein Wunder heil geblieben, sowohl in der Schlammwüste der Champagne, wie in den undurchdringlichen Wäldern vor Verdun, bis er im Spätjahr 1917 leicht verwundet wurde.

Am Anfang des Krieges hatte er sich wohl nicht gedacht, Weib und Kinder so lange entbehren zu müssen. Nun aber ging's nicht nur für ein paar kurze Tage der Heimat zu.

Er atmete felig auf, wenn ihm im Lazarett seine Kleinen aus sonnigen Kinderaugen anlachten, wenn er aus ihrem Munde sich „Vater“ nennen hörte. Das waren ihm fremde Klänge geworden und doch wieder Klänge, die er sich heimwehvoll so oft ersehnt hatte.

Nicht allzulange war ihm diese Freude vergönnt. Wohl war er früher, als man ursprünglich annahm, genesen. Doch kam er zur Ersatzbildung seines Regiments in der heimatischen Stadt, so daß noch ein paar Wochen vor ihm lagen, an denen er täglich zu Frau und Kindern gelangen konnte. Aber schon nach drei Tagen erfasste ihn das heimtückische spanische Fieber. War er auch draußen an der gefährlichen Front und in der mörderischen Schlacht am Leben geblieben, hier in der sicheren Heimat lag er nach wenigen Tagen vor den Augen seiner Lieben im Totenschrein. — Ein friedvolles Lächeln auf seinem Antlitz redete von dem guten Kampf, den er gekämpft hatte. —

Viel Gartes und Schweres stand seit jener Stunde in dem Leben der Gattin. Die Kinder wuchsen heran und entbehrten den Erzieher und Ernährer.

Solange die sie umgebende Heimat unter dem Eindruck der großen Taten unserer Helden stand, war alles noch zu ertragen. Dann aber war eine Zeit des Zweifels, der Zwietracht und Zerschneidung, der Schwachheit und der Selbstsucht gekommen, eine Zeit, in der man das Wort Opfer nicht mehr verstand.

Da war das Dunkel entstanden, das sie erfüllte. Nun auf einmal sah sie sich hilflos und allein. Wie in der göttlichen Komödie Dantes war eine ganze Stufenleiter von Klümmernissen gefolgt, so sehr und so andauernd, daß nur die Gewohnheit die herben Stunden zu mildern vermochte.

Heut' aber brach das alte Leid in seiner ganzen Schärfe neu hervor. Beim Betreten des Friedhofes war sie einer Gruppe Menschen begegnet, aus deren Gespräch sie ungewollt die Worte hören mußte: „Sie sind ja doch umsonst gestorben!“

Karl Förger / Begräbnis.

Dann trat der Priester vor den Sarkophag,
auf dem dein blanker Degen lag,
von Kränzen überschüttet und bedacht.
Beim Kerzenlicht, vom Wind umfacht,
las er die Formeln der Gebete,
indes uns Wehrauchdunst umwehte.

Und suchte, wie auf weiter Reise,
in ihrer Stille kaum zu raten,
erklang vom Orgeltisch die Weiser
„Ich hatt' einen Kameraden.“
Und unsre Tränen rausen leise.

Das war wohl nicht für sie bestimmt gewesen, aber trotzdem nagte es an ihrer wunden Seele. Wie ein wühlender Pfeil sah es in ihrem Herzen, als sie an das Grab trat.
Umsonst gestorben! — Ja, hatten sie nicht recht?
Umsonst! — Welche Pein!
Umsonst, so tobte es in ihr, so sang es der Wind in den Trauerweiden.

Da fiel ihr Blick auf das einfache, schmucklose Kreuz über dem Grabe, und wie im Traume redete sie mit ihm.

Stehst du nicht auch umsonst in dieser Welt? —
Ist dein Herr nicht auch umsonst gestorben? —
Hat nicht die plumpe Alltäglichkeit, die das Heilige dreht und wendet, auch deinen Sinn geraubt? —

Doch wer sich willentlich in dich vertieft, erschauert unter deiner Größe, der sieht, wie die ausgebreiteten Arme des Kreuzes locken: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken!“ Der vernimmt den großen Grundakkord, der durch alle Kreuzgedanken geht: Für dich! Der kennt das Opfer, für das das Kreuz uns Sinnbild ist.

— Was wären wir ohne dein Opfer? — Was wären wir ohne der Menschen Fähigkeit zum Opfer, ohne die Opfer unserer Eltern, — ohne die Heldenopfer des großen Krieges? Opfer werden nie umsonst gebracht. Wer sich „ob-fert“, wie die lateinische Sprache sagt, wer sich selbst für andere „darbringt“, hat die größte Liebe, die in Christus ihre höchste Krönung findet, die Liebe, die ihr Leben läßt für die Brüder.

Solche Opfer werden wohl zu Zeiten verkauft, aber sie tragen ihren Wert in sich. —

Auch ihr Helden des Krieges habt ja den Tod nicht erlitten, ihr habt das Leben freudig für uns hingegeben, zum Schutz der Heimat, für Frau und Kinder. War das umsonst? — Nein! — Niemals nein! —

Wer das sagt, der müßte noch einmal den Krieg erleben, und ohne Heimatschutz der Heldenbrüder von Kriegerhorden zertreten werden. —

O daß wir doch von euch toten Kriegern lernen wollten. Was hätten denn unsere Tage nötiger als Opfer, nötiger als Menschen, denen statt ihr „Ich“ das „Du“ zur Lebensaufgabe wird, der wir leben und sterben?

„Vor jedem steht ein Bild des, das er werden soll, solange' er das nicht wird, ist nicht sein Friede voll.“

Mit neuem Willen schied die Heldengattin von dem Grabe. Beim Scheideblick über die Gräber sprach sie wie gelobend zu sich selbst:

Niemals umsonst, aber immer als Vorbild!